



Volker Gerhardt

Der »freie Geist« in Wissenschaft und Kunst

Zentrifuge der Widersprüche

Was kann uns einer heute noch sagen, der das Menschenrecht verachtet, der über die Würde des Menschen spottet, die Humanität für Blödsinn hält, Kriege und Schlachten als Kunstwerke verherrlicht, die Sklaverei für unverzichtbar ansieht, den »Viel-zu-Vielen« den Vorwurf macht, überhaupt geboren zu sein, und den Wert des Menschen danach schätzt, ob er eine Brücke zum Phantom des Übermenschen ist? Was sollen wir von jemandem halten, der uns eine methodische Schizophrenie in Form eines Zwei-Kammer-Systems empfiehlt, in dem wir uns erst existenziell aufheizen, um uns anschließend intellektuell wieder abkühlen zu können?

Wie sollen wir mit jemandem umgehen, der die Wahrheit lobt, aber Wahrheit für eine Lüge hält? Der die Moral verwirft, um uns vor »neuen Tafeln« die alten Tugenden der Tapferkeit, Gerechtigkeit oder Redlichkeit zu predigen? Der gottessüchtig Gottes Tod verkündet? Der uns mit größter Raffinesse zur kindlichen Naivität verführen möchte? Der in seinem modernen Zweifel an der Möglichkeit der Erkenntnis nur wiederholt, worin schon die antiken Sophisten widerlegt worden sind? Der eine Metaphysik verabschiedet, die keiner mehr betreibt? Ein Christentum verflucht, das es schon lange nicht mehr gibt? Einen Buddhismus empfiehlt, den es noch nie gegeben hat? Und – alles in allem – eine Kunst an die Stelle des Wissens zu setzen versucht, die – wie er vorsichtshalber selber sagt – nur *seinem* Geschmack entspricht?

Eine solche Zentrifuge von Widersprüchen ist nur auszuhalten, wenn ihr Motor ein rücksichtsloses Denken ist. Und sie ist nur ernst zu nehmen, wenn dieses Denken aus der Not des eigenen Daseins stammt. Das ist bei Friedrich Nietzsche in obsessiver Steigerung der Fall. Er ist ein Seismograf für die Erschütterungen der eigenen Existenz. Mit extremer Ausdruckskraft verzeichnet er auch noch die kleinsten Beben des menschlichen Lebens. Sein philosophisches Wissen entspringt einer ästheti-

schen Ideosynkrasie, und es hat seine Wahrheit weniger in den realen Fakten, auf die es sich gründet, als in der künstlerischen Authentizität, die es verkündet.

So ist Nietzsche zur Ausnahme geworden, in der sich gleichwohl alle wiederfinden, sofern sie sich die Empfindlichkeit für die Abgründe des Daseins bewahrt haben. Die Alten konnten sagen: »humani nil a me alienum puto« – »nichts Menschliches ist mir fremd«. Darauf legt Nietzsche seinen Selbstversuch mit dem Denken an. Auf der Spitze der Modernität führt er die Abgründigkeit des Menschen vor, und er hat in allem Leiden an sich selbst seine größte Lust daran. Er ist nicht nur der Extremist, sondern auch der Artist der menschlichen Selbsterkenntnis. Darin hat er, trotz Sokrates, Epiktet und Augustinus, trotz Montaigne, Pascal und Rousseau, seinen historischen Rang. Aus der »Höllenfahrt der Selbsterkenntnis« (Kant) hat er noch eine »fröhliche Wissenschaft« gemacht.

»Wirbel und Wendepunkt der Geschichte«

Es kann nicht ausbleiben, dass ein die Widersprüche existenziell auslotender Denker wie Nietzsche schwere und schwerste Missverständnisse evoziert. Die Vereinnahmung durch den Faschismus hat sein Werk besonders belastet, zumal manches Indiz gegen Nietzsche zu sprechen scheint. Die Kraftmeierei des »Willens zur Macht«, das (natürlich »pädagogisch« gemeinte) Gerede von »Zucht« und »Züchtung«, die billige Polemik gegen »Communisten«, »Socialisten«, »Liberalen« und »Juden« (»jene wahrhaft internationalen heimatlosen Geldeinsiedler«), schließlich das martialische Getue mit dem »Hammer«: Alles dies sollte so hellhörig gegenüber Nietzsche machen, wie er es selbst gegenüber allem war.

Folglich ist vor den einfachen Formeln zu warnen, auch wenn sie noch so gut gemeint sind. Wer Nietzsche heute als guten Europäer empfiehlt, darf die Engländer, die Russen und die Deutschen nicht ohne weiteres mit-



rechnen. Wer in ihm nur den guten Phänomenologen oder Psychologen lobt, muss die systematischen Ansprüche hinter der »Genealogie« der Moral, in der »Lehre« vom Willen zur Macht oder im »Gedanken« der Wiederkehr herunterspielen. Wer seine Sehnsucht nach dem »großen Individuum« nur auf die Formel vom »Caesar mit der Seele Christi« bringt, stutzt ihn auf ein Mittelmaß zurück. Wer immer ihn durch historische Einbindung oder systematische Auslegung domestiziert, entschärft das »Dynamit«, das er sein wollte.

Den hartnäckigsten Irrtum über sich hat Nietzsche in seiner Selbstdeutung als »Wirbel und Wendepunkt« der Geschichte selber in die Welt gesetzt. Er hat den Auftritt des Sokrates zur größten Epochenwende der Weltgeschichte stilisiert, um sich selbst – mit allen Anzeichen von Liebe und Hass – als dessen Antipoden ins Spiel zu bringen. Nietzsche wollte in ein neues Zeitalter zurück, in dem das Pathos mehr gilt als die Handlung, wo die Kunst auch noch das Denken umfängt und alle Lust als Traum und Rausch in die Tragik des Daseins eingebunden bleibt.

Zwar gibt es heute niemanden mehr, der die romantische Vision vom tragischen Zeitalter der vorsokratischen Griechen zur Menschheitszukunft verklärt. Aber die fantastische Erwartung, Nietzsche sei ein Epochenkürer, ist geblieben. In ihm wird der in allem gesuchte Paradigmenwechsel paradigmatisch. Nietzsche lässt sich nicht mehr steigern, und dennoch wird eben dies von seinen Epigonen, heißen sie nun Heidegger oder Levinas, Derrida oder Foucault, versucht.

Keine Epochenwende

Bei nüchterner Betrachtung müssen wir uns eingestehen, dass Nietzsche keine historische Kehre herbeigeführt hat. Er hat sie auch für keinen seiner Nachfolger vorbereitet. Er ist weder ein Prophet der Seinsgeschichte noch der Philosoph unser aller Zukunft. Denn das eine wie das andere könnte er nur sein, wenn es eine Konzeption von Geschichte gäbe, die zwangsläufig auf Fortschritt oder Verfall gerichtet wäre. Gegen beides hat gerade Nietzsche die besten Gründe vorgebracht.

Tatsächlich liegt der fatale Irrtum seiner Anhänger darin, dass man Nietzsche zu einem subversiven Hegelianer macht und meint, *nach* ihm müsse alles anders werden. Allenthalben wird der Abschiedsgestus eingeübt: »Nach Nietzsche« kann man angeblich nicht mehr systematisch philosophieren, kann keine strenge Wissenschaft

mehr betreiben oder kann nicht länger zwischen Literatur und begrifflicher Konstruktion unterscheiden. *Nach* Nietzsche bleibt angeblich nur noch die Kunst oder – gar nichts mehr.

Diese Einschätzung wird mit Vorliebe von den Kulturwissenschaften verbreitet, die angesichts der angeblich unvermeidlichen Alternative zwischen Wissenschaft und Kunst nur noch aus Gründen der finanziellen Förderung für die Wissenschaft optieren. Thematisch und methodisch halten sie dafür, den Rubicon zur Kunst überschreiten zu haben. Das läuft wissenschaftlich auf die Selbstverkleinerung der Geistes- und Sozialwissenschaften hinaus, fällt aber nicht gleich auf, weil die kulturwissenschaftlich orientierten Medien auch dem bescheidensten Einfall ein dröhnendes Echo verschaffen. Während die Naturwissenschaften erfolgreich weiterarbeiten wie zuvor, erlauben sich die Disziplinen, die sich ihnen fälschlich gegenüberstellen, den Luxus, an allem zu zweifeln, das die Wissenschaft konstituiert: Anerkennung der Realität, Streben nach Wahrheit und Bemühung um systematische Konsequenz.

Gewiss liegt auch darin ein Gewinn. Nietzsche hat die kulturelle Szene belebt; er hat die Grenzsteine zwischen Wissenschaft und Leben verrückt. Aber er hat mit Sicherheit nicht gewollt, dass die Beschäftigung mit Medien und Zeichen, mit Perspektiven und Symbolen, mit Anekdoten und Metaphern alles ist. Er käme aus dem Lachen nicht heraus, wenn er erleben müsste, dass die Intellektuellen plötzlich das Leben für sich entdecken, weil es »lesbar« geworden ist. Er hatte im eigenen Leib und in den Affekten, im Lachen und im Weinen stets einen direkten Zugang zur Natur. Und er wollte »tiefer« in die Natur hinein, als es den Physikern möglich ist. Deshalb wäre es höchste Zeit, ihn mit den Naturwissenschaftlern ins Gespräch zu bringen.

Die Kunst in der Wissenschaft

Zu den schönsten Einsichten der jüngeren Nietzsche-Forschung gehört es, dass er sich gleichzeitig mit Sokrates *und* Platon identifizierte. Er, der sich nicht scheute, in Sokrates einen »Verbrecher« zu vermuten, und der nicht müde wird, mit guten Gründen gegen den »verpöbelten Platonismus« anzugehen, setzte seit der Schulzeit seinen Ehrgeiz darein, Sokrates *und* Platon in einer einzigen ethisch-ästhetischen Erziehungsleistung zu überbieten. In nichts kommt die Maßlosigkeit dieses Denkers deutlicher zum Ausdruck – und, trotz allem, das Streben nach



einer die Jahrtausende übergreifenden Humanität. Der ästhetische Existenzialismus Nietzsches setzt den Geist aufs Spiel, nur um dem Geist neue Chancen zu eröffnen.

Damit ist auch ohne nähere Begründung deutlich, warum sich Nietzsche mit der vorgegebenen Unterscheidung zwischen Kunst und Wissenschaft nicht zufrieden geben kann. Er ist viel zu sehr Künstler, um den Abstand zwischen sich und den streng wissenschaftlich verfahrenen Gelehrten zu übersehen; aber er ist Wissenschaftler genug, um zu erkennen, dass die Wissenschaft in ihren kritischen Verfahren eine andere Einstellung braucht, um verlässliche Ergebnisse vorweisen zu können. Aber seine exponierte Doppelsexistenz als Künstler *und* Philologe bietet ihm Einsicht in den gemeinsamen Ursprung von ästhetischer Erfahrung und wissenschaftlicher Erkenntnis. Beide entstammen dem Anspruch auf produktive Bewältigung des Lebens; in beiden wirkt die Ungeduld, die nicht alles einfach so lassen kann, wie es ist; beide gewinnen ihren schöpferischen Impuls aus dem originellen Einfall, der sich von der Sensibilität und Spontaneität eigenwilliger Individuen nicht ablösen lässt.

Nietzsche weiß von der ›genealogischen‹ Macht der kulturellen Entwicklung. Er hat einen ausgeprägten Sinn für das, was heute gesellschaftliche ›Struktur‹ genannt wird. Er hat wie kein anderer den zwanglosen Zwang der Sprache bewusst gemacht, deren Grammatik jeden einzelnen Sprecher in einen notwendigen Zusammenhang mit dem Ganzen bringt. Deshalb kann er sagen, wir würden Gott nicht los, weil wir noch an die Grammatik glauben. Und dennoch setzt er in allem, was ihm wesentlich ist, auf die individuelle Kraft des ›freien Geistes‹. Und diese liegt *vor* jeder Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Kunst. Deshalb ist es wichtig, die Kreativität von Einzelnen zu fördern, auch und gerade dann, wenn (noch) nicht entschieden ist, ob sie sich in Kunst oder Wissenschaft entfaltet. Bei manchen großen Talenten bleibt es bis zum Ende offen, ob ihr Genie mehr der Kunst oder der Wissenschaft zugehört. Ihnen ist ihre Freiheit zuzugestehen – in der Wissenschaft nicht anders als in der Kunst.

Und dennoch behält es einen guten Sinn, an den alten Ansprüchen der Wissenschaft festzuhalten: Sie bedarf der Ausrichtung auf etwas, das als wirklich gilt; sie kann sich den Anspruch auf Wahrheit nicht erlassen, und sie wird auch in Zukunft nur zufrieden sein, wenn ihre Erkenntnis nicht fragmentarisch bleibt. Außerdem benötigt sie wie eh und je ihre allgemein verbindlichen Methoden,

um ihr Wissen verlässlich zu sichern. Diese Elemente des strengen Wissens sind das Material, in dem sich das ästhetische Genie zu realisieren hat – sofern es Wissenschaft betreibt. Und wenn wir am Ende bedenken, dass nicht mit jedem Genie schon eine neue Epoche beginnt, kann auch die Wissenschaft großzügig mit jenen künstlerischen Begabungen umgehen, auf die sie im Interesse ihrer produktiven Entwicklung angewiesen bleibt.

Dabei bleibt ein gleichermaßen institutioneller wie epochengeschichtlicher Vorbehalt, der sich auch in Entscheidungen umsetzen lässt: Als Genies haben sich bislang immer nur Individuen erwiesen. Deshalb ist Skepsis geboten, wenn sich Verfahren, Schulen oder ganze Disziplinen als schlechterdings innovativ behaupten.